

In freier Stunde

◆ Unterhaltungsbeilage zum „Posener Tageblatt“ ◆

Nr. 48.

Posen, den 28. Februar 1928.

2. Jahrg.

Copyright by Carl Duncker Verlag, Berlin W. 62, Keithstr. 6.

Der bezwungene Tod.

Roman von August Allan Hauff.

35. Fortsetzung.

(Nachdruck verboten.)

Am anderen Tag prasselte ein Regen von Telegrammen auf Schloß Caderal hernieder. Depeschen aus Berlin, London, Paris, Newyork, Tokio, Chicago. Wolkenbrüche von Depeschen, abgeandt von Wissenschaftlern, Politikern, Presseleuten. Die Welt hatte das Bedürfnis, den Forschern auf Schloß Caderal Segensprüche zu erteilen.

Um die Burg lief eine Terrasse; sie war nach wenigen Tagen zu dem modernsten aller Laboratorien ausgestattet. Es wimmelte von Handwerkern, Glasermeistern, Elektrotechnikern, Ofensekern. Aus Bern kam ein Mann, der einen neuen Heizapparat vorführte. Der Apparat wurde erworben. Die Karol-Leute waren über die Terrasse zerstreut an verschiedenen Fenstern tätig. Die große Arbeit hatte schon begonnen. Aber immer kamen noch Automobiladungen voll Chemikalien, Apparaten und Gefäßen mit geheimnisvollem Inhalt an.

Der Herzog und seine Diener rasten durch die Burg und machten die Räumlichkeiten wohnlich. Der Silberbart ließ einen Koch kommen und stellte zwei Mägde an, um mit der Küche fertig zu werden. Der Silberbart sah seinen Lebensraum erfüllt: ein ungeheures Stück Weltentwicklung vollzog sich hier oben auf seinem Berge.

Brées reger Geist hatte sofort die Materie in ihren Grundzügen erkannt, und er begann zu organisieren. Es paßte ihm nicht, daß sich vier Leute Tag und Nacht abquälten. Sie verschwanden ihre Zeit mit Versuchen, die auch andere unternehmen konnten. Sie sollten sich aber lediglich mit dem Silber beschäftigen! Brée trommelte eine Konferenz zusammen, flehte und beschwor, Hilfe aus den Städten kommen zu lassen. Brée setzte sich in seinen „Roadster“, raste in die Ebene, blieb ein paar Tage fort und kam mit einem halben Duzend neuer Männer zurück.

Das waren:

Konstantin Mark, ein Greis von siebenzig Jahren, der von Jugendlichkeit überschäumte.

Ein aufgequollener junger Mann mit zu hellen Augen namens Larsen, der das Eiweiß zugesprochen erhielt, während sich Konstantin Mark mit Blutuntersuchungen zu beschäftigen hatte.

Der Glykogenforscher Stanley Tower aus Chicago. Ralph Arthur Brink.

Der Wiener Alois Hitzel, ein Mann, der sofort eine Atmosphäre der Gemütlichkeit um sich verbreitete, indem er zwei hartgekochte Eier abpökelte und heftig kauend versicherte, daß er, was die Erforschung der Leber anbetraf, nicht seines gleichen habe. Infolgedessen wurde er nur „Leber-Alois“ genannt.

Als letzter stellte sich der Berliner Anatomiediener Hunkelbrecht vor, der seinerzeit der Angelegenheit zu wegen geflogen war.

Da die Terrasse nicht ausreichte, wurde ein Teil des

Laboratoriums in die Halle verlegt, die Ritter wurden schleunigst entfernt. Und es zeigte sich, daß Brées Beratung ein Segen war: die Arbeit flog! Es waren zehn Maschinen, die mit unerbittlicher Hartnäckigkeit von sechs bis sechs in Tätigkeit waren. Brée erlaubte nicht, daß eine Sekunde länger gearbeitet wurde. Ruhe! Punkt sechs erschien er wie ein Rachegott und drückte in die Hebel der Maschinen. Ruhe!

Von sechs bis sieben krazelten die zehn Maschinen in den Bergen herum. Sie kletterten ins Tal und statteten dem Dorf einen Besuch ab. Blom hatte ein Loch von einem Café ausfindig gemacht, in dem er seine Zigaretten verqualmte und seinen Schwarzen schlürfte. Tribourdeaux dagegen hatte seine Neke nach einer Ziegenhirtin ausgeworfen, die ihm täglich zwischen sechs und sieben einen Becher warmer Ziegenmisch kredenzte. Dr. Fu gründete in einer Kneipe die „japanische Kolonie“ und schrieb Ansichtspostkarten nach Tokio.

Baron Brée und Bransen jedoch gingen stille Wege und schlossen Freundschaft. Brée war glücklich, sich nicht zu langweilen. In der Tat: zum ersten Male im Leben langweilte er sich nicht! Das Bransensche Werk hatte ihn mitgerissen.

Das Gerücht, daß die Forscher auf Schloß Caderal neue Leute einstellten, kreiste um die Erde und hinterließ einen Schwanz von Begier und Aufregung. Es meldeten sich plötzlich Aerzte, Chemiker, Wissenschaftler aller Arten, die um jeden Preis die Burg erobern wollten. Sie standen unten im Tal und rausten sich die Haare aus. Sie waren von weither gekommen und nicht gewillt, abzuziehen. Sie schrien durch Lautsprecher hinauf und belagerten das Telephon. Aber die Fallbrücke senkte sich nicht. Auf der Stelle gründeten sie einen Verein und siedelten sich in dem Dorf Schenna unterhalb des Berges an. Es war ein Verein der Lauscher und Schleicher. Die Lauscher hatten die Aufgabe, zu eruieren, was in der Burg vor sich ginge; die Schleicher dagegen verkrochen sich in den Gebüsch und stürzten aus ihrem Hinterhalt auf jeden, der die Burg verließ. Der sonderbare Verein hatte ein Fiasko nach dem andern aufzuweisen.

Mit dem Dorf Schenna aber ging eine sonderbare Veränderung vor. Das Dorf Schenna wurde international! Im Laufe der Zeit waren alle Hotels und Pensionen derart überfüllt, daß die Bauern und Hirten ihre Wohnungen dem Fremdenzufluß zur Verfügung stellen mußten. Es kamen Reporter aus aller Welt an, es kamen immer wieder Gelehrte, die den Run auf die Burg wagten und Mitglieder des Vereins der Zurückgewiesenen wurden, es kamen Photographen, die die liebliche Landschaft auf ihre Platten bannten und die Platten in alle Gegenden verstreuten, es kamen brillantenstrotzende Damen mit ihren Kavaliern zur Kur, die der Sensation wegen Dorf Schenna vor Meran und Bozen bevorzugten. Die Leute von Schenna rissen die Mäuler auf. Nach zwei Monaten gab es in dem Dorf vier Kinotheater, ein Kurhaus (man hatte das Rathaus umgebaut), ein Juweliergeschäft und ein geradezu weltstädtisches Restaurant.

Im Herbst flog Baron Brée im Auftrag Bransens nach Berlin. Teils hatte er geschäftliche, teils private

Angelegenheiten seines Freundes zu erledigen. Brée bedauerte unendlich, der Burg fern sein zu müssen. Er hatte der Bransenschen Sache genau achtundzwanzig Ritte, die diesjährige Tennismeisterschaft, das Championat der Herrenfahrer sowie die Prinzessin Hamfuchin geopfert. Mit Vergnügen geopfert. Er, der bisher nur von Neugierlichkeiten lebte, hatte nun ein starkes innerliches Erlebnis. Die Bransensche Sache hielt ihn in Atem. Die Freundschaft zu diesem Mann, den er für sonderlich hielt, machte ihn nachdenklich. Was für primitive Gefühle in diesem Baum stecken! Brée bedauerte, daß er diesen Baum nicht rechtzeitig enträufelt hatte. Da lag Berlin in den schrägen Strahlen der Morgensonne, und er empfand keine Lust, herniederzusteigen. Endlich stellte er den Motor ab und ging in Gleitflug über. Im Augenblick, in dem er landete, sah er, wie Horden und Gruppen auseinanderpriesen und sich mit Gebrüll auf ihn stürzten. Reporter, Photographen, die von Schenna aus alarmiert waren. „Keine Zeit!“ rief Brée und sprang in den bereitstehenden Wagen. Die Bilder seiner Ankunft zeigten sämtlich ein sich entfernendes Auto, in dem nur ein Hut sichtbar war.

Brées erster Weg galt Professor Hirnbringer.

Er kam mitten in die Sprechstunde und wurde nicht vorgelassen. Brée sagte dem Assistenten: „Herr Herolder sendet mich hierher.“ Das Wort Herolder löste Wunder aus. Der kleine, alte, nervöse Professor mit dem kleinen Kopf und der großen Gläse, mit den müden Augen und dem lebhaften Blick, mit der hohen Stirn, auf die seine Brille geschoben war, und den laschen, weichen Händen wuchs bei dem Wort Herolder förmlich aus dem Boden und zog den Baron in sein Zimmer.

„Was führt Sie zu mir, Herr?“ fragte er mit der Stimme eines aufgeschreckten Vogels. „Wie sieht's aus auf Schloß Caderal? Wollen Sie nicht endlich reden, Herr?“

Der Baron sagte kurz und bündig, daß ihn Herr Herolder bitten lasse, auf ein paar Monate nach Tirol zu kommen.

Die Antwort Hirnbringers war ein kurzes, trockenes Hüfteln, das anders klang als sonst, es war ein durchaus begeistertes Hüfteln. Hierauf schüttelte er in höchster Erregung seine Hände und bewegte stürmisch die Lippen, ohne etwas zu sagen. „Soll das ein Scherz sein, Herr?“ zischte er in spitzer Höhe, und das zweite Augenpaar auf der Stirn funkelte.

„Herr Herolder hofft, daß Sie vielleicht schon heute abend reisen könnten. Er hat seine Versuche vorläufig unterbrochen, um auf Sie zu warten.“

Hirnbringer sank hingerissen in seinen Sessel, der den kleinen Mann fast verschluckte. Seine Stimme trillerte: „Heute abend, Herr?“

„Um ein Viertel auf neun geht der Zug.“

Hirnbringer war so erregt, daß er kaum den Klingelknopf niederdrücken konnte. Als der Assistent erschien, befahl er ihm, die Sprechstunde abzusagen. Dann wandte er sich an Brée und schob die Brille über die Augen: „Muß ich mich sofort entscheiden?“

„Ja.“

„Dann kommen Sie mit!“ Hirnbringer ging voran und führte seinen Gast in das Schlafzimmer. Dabei murmelte er: „Da ist aber Benjamin, dem ich noch eine Spritze geben müßte, da ist der General, der spätestens morgen ersticken wird, da sind noch Herz und Bankelmann —“ Hirnbringer legte sich der Länge nach aufs Bett und schloß die Augen, um zu überlegen. Als Brée sich einmal rührte, schrie er energisch: „Pst, Ruhe, Herr!“

Und Brée saß noch stiller da und betrachtete den sonderbaren Kauz. Die erregte Denkarbeit gab dem Professor ein Aussehen, als befände er sich in Trance, und in diesem Zustand flüsterte er Brée zu: „Klingeln Sie mal, Herr!“

Das Mädchen kam, und Hirnbringer flüsterte in seinem Trancezustand: „Die Koffer, Betty.“

„Wie, Herr Professor?“

„Die Koffer!“ kreischte Hirnbringer wütend. Der Trancezustand war beendet. Er flog in hohem Bogen vom Bett und riß dem Mädchen die Koffer aus der Hand. Im nächsten Augenblick hatte er alle Stapel von Büchern, alle Bündel von Manuskripten, alle Hosen, Hemden und Kragen, deren er habhaft werden konnte, in die Koffer geschleudert.

„s ist gut, Herr! Von wo geht der Zug?“

Brée versprach, ihn abends abzuholen, und verabschiedete sich. Er lächelte ein kleines stolzes Lächeln: die Arbeit auf dem Berg, sie war wahrhaftig wie eine Lawine, die donnernd zu Tal stürzte, und alles mit sich riß. Brée fuhr nun zu Professor Schwamm, einem Mann, dem man nachsagte, daß er einem Menschen mit verbundenen Augen den Blinddarm entfernen könne.

Schwamms verschwommenes, milchiges Gesicht rührte sich nicht. Aber sein Bauch, an dem ganz Berlin Anstoß nahm, hefte, ohne Zweifel.

„Ich kann nicht!“ leuchte Schwamm, und seine roten Augen drehten sich. Seine dicken Finger trommelten auf die Tischplatte. Als er jedoch hörte, daß Hirnbringer bereits gewonnen war, blieben seine Augen und seine Finger gleichzeitig stehen. Schwamm steckte ein Stückchen Schokolade in den Mund und zerkaute sie; wie andere rauchen, so kaute er Schokolade, um die Gedanken zu beleben. Schließlich waren seine Zähne und seine Lippen braun gefärbt, und er säuberte sie mit der Zunge. Er fragte in einem tiefen, erschütterten Saß: „Wann geht der Zug?“

Mit diesen beiden Besuchen war der geschäftliche Teil erledigt; Brée hatte nun noch eine andere Angelegenheit Bransens zu erledigen. Vorerst betrat er eine Frühstückstube und nahm einen Imbiß, dann kaufte er sich die Mittagszeitung und sah zu seinem Staunen eine erlogene Ankündigung: Interview mit Baron Brée! Die Zeitung brachte auch die Photographie, auf der sein Hut abgebildet war.

Brée fuhr zu Kasaella in die Ferdinandstraße. In der kleinen Pension sagte man ihm, daß das Fräulein seit Monaten eine andere Wohnung habe, die indes nicht bekannt sei. Man verwies ihn an die Firma Hauer und Bauer, wo das Fräulein angestellt sei.

Der Baron fuhr weiter; denn Bransens hatte ihm diesen Auftrag besonders ans Herz gelegt. Eine Kammgarnfirma. Brée ließ sich anmelden und wurde in das Chefbüro geführt.

Brée mußte unwillkürlich lächeln. An einem großen Schreibtisch saßen zwei Herren, die sich aufs Haar glichen. Beide trugen den gleichen Cut, die gleichen Lackschuhe, die gleichen Krawatten und die gleichen Frisuren. Es war ein Rätsel, wer von ihnen Herr Bauer oder Herr Hauer war. Aber der eine hatte ein außerordentlich lustiges Gesicht und ein stehendes Lachen um den Mund, während der andere eine grimmige, wütende, gekränkte Miene besaß.

Der Baron wandte sich an den fröhlichen Herrn. Im Augenblick aber, als er nach Kasaella fragte, vollzog sich etwas Sonderbares. Der Fröhliche wurde momentan düster und grimmig, während der mit der gekränkten Miene in ein fröhliches Lachen ausbrach.

Und Brée ahnte schon, daß sie Kasaella in das Kammgarn ihrer Brotgeber verstrickt haben mußte.

Kasaella war vor drei Monaten entlassen worden. „Sie war ganz und gar untauglich,“ sagte Herr Hauer mit wütendem Gesicht.

„Aber sie hatte Talent,“ ergänzte der Kompanion und lächelte.

Der Baron erkundigte sich nach der Adresse.

„Als das Fräulein bei mir in Stellung war,“ antwortete Herr Hauer düster, „wohnte sie im Edenhotel.“

„Im Edenhotel?“ erstaunte Brée.

(Fortsetzung folgt.)

Anekdoten am Mark Twain.

Von Hans Joachim Toll.

Samuel Langhorne Clemens hatte beschlossen, Botse zu werden. Auf einem Steamer, der auf dem Mississippi zwischen New-Orleans und St. Louis hin- und herpendelte, erlernte er sein Handwerk. Nebenbei schrieb er — keine Frage kann das Mausen lassen! — Skizzen und kleine Erzählungen über das Leben an und auf dem Flusse.

Eines Tages las er eine seiner Arbeiten den Kameraden vor. O, sie fanden sie sehr lustig, diese Story. Sie trümmten sich, hielten sich die Seiten vor Lachen. Als ihre Zwerchfelle langsam wieder zur Ruhe gekommen waren, halfen sie Sam ein Pseudonym zu finden, unter dem die Arbeit den Zeitungen zum Druck angeboten werden sollte. Rieten zu diesem, rieten zu jenem, aber nichts gefiel dem jungen Sam.

Da rief plötzlich der Matrose, der am Sentblei die Tische ab-
las: „Mark Twain!“ Zwei Faden! Clemens sprang auf: „That's right! Mark Twain — das ist der richtige Name!“

So wurde aus dem unbekanntem Loisen Samuel Langhorne Clemens der berühmte Schriftsteller Mark Twain . . .

M. T. ging nach St. Franzisko und wurde Journalist. Es ging ihm nicht eben glänzend. Das einzige, von dem er im Ueberflus hatte, war der Humor.

Einmal begegnete ihm eine Dame, die ein wenig den Mägen spielte und den knurrenden Magen und dürstenden Gaumen des Literaten mit manchem Diner und Souper — sozusagen unter die Arme griff. M. T. stand in abgetragener Kleidung, eine Zigarrenkiste in der Hand, vor einem Delikatessengeschäft und betrachtete begehrlischen Blicks die ausgestellten Herrlichkeiten.

Was er denn in der Kiste hätte, fragte gütig die vornehme Dame.

„O,“ M. T. warf sich grobhartig in die Brust, „meine Garderobe! Ich wechsle meine Appartements!“

M. T. war eine der vollstümlichsten Gestalten der U. S. A. geworden. Da schrieb ihm ein Mann von Rang, Namen und Vermögen einen langen Brief. Und wartete auf Antwort. Aber die kam nicht.

Der Mann von Namen, Rang und Vermögen erboste sich, daß M. T. ihn warten ließ, und schickte ihm endlich — den Säumigen zu mahnen — Briefbogen und Porto. Ein garter Wink mit dem Zaunpfahl, der Erfolg hatte. M. T. schrieb umgehend zurück: „Ich bestätige Ihnen den Empfang von Briefbogen und Porto. Senden Sie mir bitte noch den fehlenden Umschlag. M. T.“

Ueberhaupt keine Briefe!

Ein Andrew Carnegie schrieb er: „Wie ich gehört habe, sollen Sie sehr reich sein. Seit langem wünsche ich mir ein Gesangbuch. Es soll aber zwei Dollar kosten, und das ist mir zu teuer. Ich bitte Sie daher, mir ein Gesangbuch zu stiften, wofür die ewige Seligkeit Ihnen gewiß sein wird. Ihr sehr ergebener M. T.“

P. S. Schiden Sie mir das Gesangbuch lieber nicht, sondern die zwei Dollar!“

M. T. war auch eine Zeit lang Mitinhaber einer Verlagsbuchhandlung — indessen nicht sehr lange, denn er sah sich bald genötigt, Konkurs anzumelden.

Eines schönen Tages kam ein Herr in sein Büro. Ob er nicht das und das Buch zum Verlagspreise bekommen könnte, da er Journalist wäre. „Gewiß,“ sagte M. T.

Er hätte auch schon selbst Bücher geschrieben, fuhr der Herr fort. Als Schriftsteller bekäme er doch sicher auch noch Rabatt. „Gewiß,“ sagte M. T.

Außerdem wäre er Bret Harte, stellte sich der Herr vor. Aus diesem Grunde würde man ihm doch gewiß noch weiteren Rabatt gewähren. „Aber selbstverständlich, Mr. Harte,“ sagte M. T.

Wieviel er denn nun für das Buch zu zahlen hätte, sagte Bret Harte.

„Durchaus nichts, Mr. Harte,“ sagte M. T. „Sie bekommen sogar noch 60 Cents von uns heraus.“

Das Verlagshaus Chatto and Windus, das M. T.s Werke in England vertrieb, erbat von ihm die Ermächtigung, die fällige Einkommensteuer an das Finanzamt zahlen zu dürfen. M. T. wies in einem ausführlichen Briefe auf die Tatsache hin, daß schon einmal der Steuern wegen zwischen Amerika und Großbritannien ein Krieg ausgebrochen wäre. Ueberdies hätte er sehr gute Beziehungen zum Prinzen von Wales. Bei seinem letzten Londoner Aufenthalt hätte er — M. T. — gerade auf dem Verdeck eines Omnibusses gesessen, als der Prinz von Wales an der Spitze eines militärischen Zuges den „Strand“ heruntergeritten wäre. Der Prinz würde sich seiner sicher noch genau entsinnen, er — M. T. — hätte einen grauen Mantel mit schwarzen Knöpfen getragen . . .

Dieser Brief wurde in einem Magazin veröffentlicht.

Jahre waren vergangen. Da wurde M. T. dem Prinzen von Wales vorgestellt. „Mr. Twain,“ sagte der Prinz, „Sie haben sich fast gar nicht verändert, seit wir uns zuletzt sahen.“

M. T. war überrascht. Sie hätten sich ja noch nie kennen gelernt.

„O doch, Mr. Twain,“ erwiderte der Prinz. „Wissen Sie nicht mehr, wie ich an der Spitze eines Zuges am Strand ritt und Sie

auf dem Verdeck eines Omnibusses saßen — im grauen Mantel mit schwarzen Knöpfen?“

M. T. war gestorben. Ein Engel brachte aus dem Weltgetimmel diese Nachricht Petrus: M. T. ist tot!

Petrus sagte „O!“ und war sehr traurig. Alle kleinen Engeln sagten „O!“ und waren sehr traurig.

Aber dann trocknete Petrus die Tränen und bat hastig den Boten: „Und nun sag' schnell: Welches waren seine letzten Worte?“

Russische Anekdoten.

Ideales Militär!

Ueber das Heer zur Zeit Alezeis urteilte 1701 Poffoschkow in einem Memorandum: „Das Fußvolk hatte schlechte Waffen, und die Leute verstanden nicht mit ihnen umzugehen. Es kamen immer drei oder vier getötete Russen auf einen Ausländer. Die Kavallerie war erst recht eine Schande. Sie war schlecht beritten, hatte stumpfe Säbel, und die Reiter waren schlecht gekleidet, litten Not und verstanden nicht, ihre Waffen zu gebrauchen. Ich habe gesehen, daß mancher Edelmann nicht verstand, sein Gewehr zu laden, und erst recht nicht, sein Ziel zu treffen. In der Schlacht suchten sie sich im Gebüsch zu verbergen. Ich habe oft singen hören: „Gott gebe, daß wir dem Zaren dienen können, ohne den Säbel aus der Scheide ziehen zu müssen!“

Schlechte Sitten!

Groß war auch die Unbildung und Sittlosigkeit der Hofgesellschaft zur damaligen Zeit. So soll es nur drei bis vier Herren gegeben haben, die des Lateinischen oder Französischen mächtig waren. Nach Collins Schilderung färbte man sich die Zähne und Augenlider schwarz und bot alles auf, um recht corpulent und fett zu werden. Die Frauen rasierten sich die Augenbrauen weg und verschminkten ihre Gesichter bis zur Unkenntlichkeit.

Die Rache der Albatrosse.

Die merkwürdigsten Dinge werden von diesen riesenhaften Seebögeln erzählt, und die Seeleute haben eine fast abergläubische Scheu vor ihnen. Nur selten fassen sie Mut, Jagd auf sie zu machen, obwohl das Fleisch wohlschmeckend ist, denn es geht die Sage, daß die Albatrosse sich rächen, wenn ihnen nachgestellt wird. Unermüdllich folgen sie dem Schiff, und wird ein Mann über Bord gespült, so fährt der Schwarm der aufgeregten Vögel auf die Fläche des Meeres nieder. Dann ist keine Rettung mehr für den über Bord Gegangenen, denn das erste, wonach die gierigen Vögel haben, sind seine Augen.

Im südlichen China verwendet man diese Albatrosse zum Fischfang. Am Bootsrand sind Stäbe befestigt, an denen die großen Albatrosse mit starken Tauern festgebunden sind. Diese Vögel sind seit Tagen nicht gefüttert worden und tauchen daher gierig in den Fluß, sobald sie einen Fisch erblicken. Dann springen die Männer auf, ziehen die Vögel an den Stricken zurück, reißen ihnen den gefangenen Fisch aus dem Schnabel und werfen den Fang in geflochtene Körbe. Jedem der Vögel ist ein Ring um den Hals gelegt, damit er keine anderen als nur die allerkleinsten Fische hinunterschlucken kann. Wer so ein Loos mit den angebundenen flügelgeschlagenen Vögeln über das Wasser gleiten sieht, hat den Eindruck, daß die Vögel das Boot ziehen, ja es scheint, als könnten sie sich jeden Augenblick in die Luft heben und das Boot emportragen.

Die Sage erzählt von einem Fischer, der sehr grausam gegen seine Vögel war, sie dauernd hungern ließ und sie schlecht behandelte. Er nahm alle gefangenen Fische für sich und gab den Vögeln nicht einmal nach Beendigung des Fanges ihre Belohnung. Die Vögel wurden infolgedessen überaus hungrig und fingen noch mehr Fische als gewöhnlich. Alle, die den Fischer kannten, warnten ihn, denn sie bemerkten, wie die Vögel begreiflicherweise mit jedem Tage raubgieriger wurden, da sie nur die allernützigste Nahrung bekamen. Während schlugen sie mit den Flügeln, wenn der Fischer ihnen den Fang entriß. Auf diese Weise konnte es nicht ausbleiben, daß der Fischer sehr viel Geld durch den Fischfang verdiente und ein reicher Mann wurde. Eines Tages war er krank und konnte nicht mit den Vögeln hinausfahren; deshalb bat er einen Nachbar, es statt seiner zu tun. Der aber kam mit blutenden Händen heim, hatte mit den Vögeln gar nicht fertig werden können, und riet dem Fischer, die Vögel freizulassen, denn es seien keine gewöhnlichen Vögel, sondern eine Schar böser Geister. Aber der Fischer lachte über ihn, befolgte seinen Rat nicht und behandelte seine Vögel nicht anders als bisher. Ueberhaupt wuchs mit seinem Reichtum seine Herrschsucht, und alle Menschen, ja seine eigenen Kinder fürchteten sich vor ihm und vertriehten sich vor ihm, sobald sie ihn kommen hörten. Einer seiner kleinen Söhne aber liebte diese stolzen, trotzig Seebögel, und jeden Abend schlich er sich heimlich zu ihnen und brachte ihnen zu fressen. Auch spielte er ihnen bisweilen auf seiner kleinen Bambusflöte vor, weil er ihnen dadurch Freude zu machen hoffte. Da aber wurde er krank und mußte im Bett bleiben, so daß er eines Abends den Vögeln keine Nahrung bringen konnte. Sie waren daher noch viel hungrier als gewöhnlich, als der Fischer am nächsten Tage mit ihnen auszog. Sie saßen denn auch ungewöhnlich still auf ihren Stäben, und obwohl zu beiden Seiten des Bootes die blanken Leiber der Fische vorbeihuschten, blieben sie regungslos und schoffen nicht wie

sonst ins Wasser hinab. Mählich aber entfalteten alle Vögel ihre Schwingen, stiegen einen heiseren Schrei aus und hoben sich in die Lüfte, so daß das Boot wie eine Wiege zwischen ihnen hing. Die Menschen in den Häusern hörten das Kreischen der Vögel und das Rauschen ihrer Flügel, eilten hinaus und sahen voll Entsetzen, wie das Boot mit dem Fischer emporgetragen wurde, höher und immer höher. — Den Fischer hat niemals jemand wieder gesehen, und man weiß nicht, wo er sein Ende gefunden hat.

Das war die Nacht der Albatrosse. —

Die vertauschten Briefe.

Von Anna Elisabeth Weirauch.

Marion und Helene reisten in ein Bad. Sie waren beide jung, schön, reich, elegant und seit langen Jahren miteinander befreundet.

Sie reisten also in ein Bad und ließen ihre Ehemänner in Berlin zurück. Helenens Ehemann hieß Henry, Marion war mit einem gewissen Egon B. verheiratet. Das ist aber ganz belanglos, denn er spielt in dieser Geschichte — und auch sonst — keine Rolle.

Henry, Helenens Ehemann, kam eines Nachts nach Hause, nachdem er den ganzen Tag in seinem Büro gesessen und sehr viel Geld gemacht hatte, und den ganzen Abend an allen möglichen Vergnügungsorten verbracht und sehr viel Geld ausgegeben hatte.

Er kam nach Hause, drehte ein paar der sanft verschleierte Lampen an, öffnete die Fenster, daß die Gardinen im leichten Zugwind sich blähen, und ging durch die großen, stillen Räume, über die weichen Teppiche immer hin und her und auf und ab.

Es war ein leichter Mäusch in allen seinen Adern — ein Mäusch von Wein und Musik und schönen Frauen und Klazienduft. Wenn er die Augen schloß, sah er Birken, in deren dunklem Gezweig die Sterne hingen, er sah tausendfünfte Raketen über nächtigem Wasser verprühen, er sah süße Mädchengesichter mit sehnsüchtigen Augen unter gebogenen Sommerhüten — und er sah immer wieder, unabwiesbar, unverfälscht das eine, das süßeste Gesicht: Marion! Marion! Marion!

Seit Jahren ging sie in seinem Haus ein und aus. Seit Jahren liebte er sie. Nie kam ein Wort über seine Lippen. Noch nie in seinem Leben war er einer Frau so wenig sicher gewesen. Wenn er ihr von seiner Liebe spräche — würde sie ihn auslachen . . . ? ihn an Helene verraten . . . ? ihm erlösen an die Brust sinken . . . ? Alles war möglich — nichts wahrscheinlicher als das andere.

Nachdem er lange genug ruhelos umhergewandert war, und jedesmal, wenn er am Ramm vorbeikam, sein Gesicht in den Strauß blühender Rosen gewühlt hatte, der dort stand, kam ihm ein Einfall. Er setzte sich an seinen Schreibtisch, entnahm seiner großen Ledermappe einen Bogen — den ersten besten, einen von den verräterischen Bögen, die er immer benutzte, die seine Initialen und seine Adresse trugen — und schrieb darauf langsam und jedes Wort überlegend:

„Liebste, schönste, geliebteste Frau!

Vielleicht hältst Du mich für einen Narren, weil ich hier in der Stille meines einsamen Hauses sitze und mit ganz laut schlagendem Herzen — wahrhaftig, ich höre das Klopfen meines Blutes durch die Nacht — einen Liebesbrief an Dich beginne — einen Liebesbrief, wie ein Schwärmer der Ohnmacht ihn schreibt. Vielleicht verstehst Du mich aber auch — vielleicht verstehst Du, daß so eine laue Sommernacht lösen und aufstauen kann, was jahrelang festgebunden und festgefroren in einem Menschen gelegen hat, daß es in einem aufstammt und einen fast zersprengt, weil man es aussprechen muß, einmal wieder seit Jahren — das süße, törichte, zauberhafte Wort: ich liebe Dich! ich liebe Dich! ich liebe Dich!

Du hast es gewußt — ich fühle es so deutlich, Du hast es immer gewußt, wenn wir auch seit Jahren mit gleichgültigen Gesichtern nebeneinander hergehen und von Alltagsdingen schwätzen — im Grunde hast Du immer gewußt, wie ich Dich liebe.

Vielleicht hätte ich mir daran genügen lassen sollen. Vielleicht mache ich mich in Deinen Augen unsagbar lächerlich dadurch, daß ich es ausspreche. Aber die Verführung dieser Sommernacht ist stärker als meine Furcht. Ich sage es mir selber immer wieder — hundertmal und tausendmal — und ich will es Dir auch sagen, gerade jetzt, wo Du nicht da bist, und ich mich nicht vor Deinem spöttischen Lächeln zu fürchten brauche: ich liebe Dich, ich liebe Dich, ich liebe Dich!

Denke Dir — süßeste Frau — seit Ihr fort seid, quält mich der Gedanke, daß ich Dir schreiben möchte, und ich habe nicht den Mut dazu gefunden.

Ich kenne Euch Frauen! Vielleicht läufst Du mit diesem Brief zu Deiner Freundin und machst Dich wichtig damit, und Ihr werdet mich zusammen auslachen und bespötteln und verachten.

Aber wenn Du mich liebst, meine geliebteste Frau, dann wirst Du diesen Brief niemandem zeigen, sondern wirst ihn ganz still auf Dein Herz legen — in wenigen Tagen verdet Ihr wieder hier sein — wir werden Euch von der Bahn abholen, wir werden uns begrüßen wie immer, und nur an einem leisen Klimmern in der Tiefe Deiner Augen werde ich merken, daß Du meinen Brief auf dem Herzen trägst. Und dann wird ein neues, ein herrliches Leben für uns beginnen!

Ganz Dein

Henry.

Nach zwei Tagen kam Helene lachend zu Marion.

„Denke dir, wie fürchtbar komisch!“ sagte sie und schwenkte einen offenen Brief, „ich bekomme eben einen Brief von Henry, der anfängt „Meine liebe Gnädigste“. Mein kluger Mann hat an

uns beide geschrieben und hat die Briefe vertauscht. Und ich dachte, so etwas kommt nur in altmodischen Lustspielen vor! Na, wenn ich jemals eifersüchtig auf dich gewesen wär' — jetzt bin ich's nicht mehr. Der Brief ist recht belanglos.“

„Meine liebe Gnädigste!

Da ich von Lenchen höre, wie rührend Sie für ihr Wohl besorgt sind, möchte ich nicht verfehlen, Ihnen meinen herzlichsten Dank auszusprechen. Seien Sie nur weiter ein wenig streng mit meiner leichtsinnigen kleinen Frau und sorgen Sie, daß sie nicht wieder den ganzen Erfolg der Kur verjazzt und verfoßt. — Ich beneide Sie beide um den Aufenthalt in der schönen Natur, die Stadt ist gräßlich öde, besonders für einen vielgeplagten Geschäftsmann.

Mit verbindlichsten Grüßen und besten Wünschen für eine recht gute Erholung Ihr ergebener

Henry B.

„Hast du nun meinen Brief?“ fragte Helene.

„Nein!“ sagte Marion erstaunt, „ich habe keinen bekommen.“

Goffentlich ist er nicht verloren gegangen! Vielleicht kommt er am Nachmittag noch . . . oder wer weiß, an wen der nun adressiert ist!“ Sie lachte hell auf. „Schade, nun ist der beste Witz ja doch verpakt! Denke nur, ich hätte einen Brief von Henry bekommen, der angefangen hätte: „Meine liebe, kleine Maus!“ Ob ich wohl gedacht hätte, er ist verrückt geworden?“

Ihr süßes Gesicht wurde nicht um einen Schatten blässer oder röter. Nur in der Tiefe ihrer Augen stand ein seltsames Flimmern. Und bei jedem Atemzug kifferte ein Papier unter ihrer dünnen Bluse — ganz dicht an ihrem Herzen.

Aus aller Welt.

Zum Tode verurteilt — freigesprochen. Am 17. Juli 1923 ist die Häuslersehefrau Therese Ebersberger, die in einem kleinen Walddorf an der böhmischen Grenze wohnt, wegen Giftmordes an ihrem Ehegatten zum Tode verurteilt worden. Mit dem Mann, der kränklich war und zwei Selbstmordversuche begangen hatte, herrschte Unfrieden. Der Mann war nach Genuß des Mittagessens im Walde erkrankt und rasch gestorben. Es wurde Vergiftung durch Strichnien festgestellt. Das bairische Gesamtministerium machte glücklicherweise von seinem Begnadigungsrechte Gebrauch. Im Zuchthaus war es besonders der katholische Geistliche, der von der Unschuld der Frau überzeugt war und sich für sie einsetzte. Ein Antrag auf Wiederaufnahme wurde vom Landesgericht Passau nach durchgeführter Beweisaufnahme abgelehnt; aber das bairische oberste Landesgericht ordnete als Bescheidinstanz die Erneuerung der Hauptverhandlung an, die zur Freisprechung führte. Diese Mitteilung befindet sich in der neuesten Nummer (Nr. 8) des „Illustrierten Blattes“ Frankfurt a. M., zugleich mit einem Porträt der Therese Ebersberger. An illustrierten Artikeln enthält das Heft einen Dichterbericht von Hahn „In der Werkstatt des Chirurgen“, einen von Rudolf Frank „Was Mainz der Weltstadt schenkt“, einen über die Eröffnung des englischen Parlaments sowie interessante Photos „Aus den Kinderagen der Revue“. Aktuelle Dinge sind zahlreich vertreten, eine besondere Würdigung erfährt die Winter-Olympiade in St. Moritz. Das sehr reichhaltige Heft ist zu Anfang der Woche überall für zwanzig Pfennige zu haben.

Die kleinste Bibliothek der Welt. Odessa rühmt sich, die kleinste Bibliothek der Welt zu besitzen. Sie besteht aus einer Sammlung von Miniaturbüchern, wovon einige großen Seltenheitswert haben. Die kleinsten davon können bequem in der zusammengeballten Hand untergebracht werden. Das wertvollste Stück ist wohl ein mikroskopisch kleines Exemplar der „Göttlichen Komödie“ von Dante.

Blumen als Feinde des Menschen. Bei der kürzlichen Ueberschwemmungskatastrophe im Mississippigebiet traten auch Blumen als Feinde des Menschen auf. Wasserhyazinthen in riesenhafter Ausdehnung verhinderten jeden Schiffsverkehr, und nur mit Dynamit gelang es schließlich, eine Fahrtrinne freizubekommen. Dasselbe Schauspiel zeigte sich vor einigen Jahren auf dem Sankt-John-Fluß in Florida.

Fröhliche Ecke.

Fischerlaten. Amerikaner: „Das war, wie gesagt, der größte Fisch, den ich je in meinem Leben fing. Ehe ich noch wußte, was mir geschah, wurde ich plötzlich mit der Angelschnur über Bord gezogen.“

Dame: „Da sind Sie wohl recht naß geworden?“

Amerikaner: O, gar nicht! Ich fiel ja auf den

Tit-Bits.

Am Telefon. Sie: „Ach, es ist doch so sonderbar, Erna und ich können uns bei Telefongesprächen kaum verstehen.“

Er: „Habt ihr schon jemals versucht, abwechselnd zu sprechen?“

Anschreiben. Lizzzy: „Ach, ich bin ja so froh über den schönen Brillantring von Ernst. Das schreibe ich ihm bestimmt sehr hoch an.“

Max: „Ist nicht nötig. Das hat der Juwelier schon gründlich für Ernst besorgt.“

Verantwortlich: Hauptschriftleiter Robert Sthra, Poznań.